



DER MASCHINENMENSCH UND SEINE ERLÖSUNG

BRUNO WILLE

Der Maschinenmensch und seine Erlösung

Bruno Wille

Inhalt:

Bruno Wille - Biografie und Bibliografie

Der Maschinenmensch und seine Erlösung

Zum Geleit

1. Besetztes Gebiet

2. Doppelgängerei

3. Gespaltenes Ich

4. Mensch in Eisen

5. Wahlverwandte

6. Schachthof und Kosmos

7. Der Zufall

8. Rot oder Schwarz

9. Im Garten

10. Vom amerikanischen Vetter

11. Newyorker Landpartie

12. Gewitterschwüle

13. Unverstandne Sehnsucht

14. Das verwandelte Ich

15. Möller-Elend

16. »Beichten – dann sterben!«

17. Was nun?

18. Die Erlenbach

19. Hulda

20. Großmutter

21. Aus guter Familie
22. Der Glücksvogel
23. Reuegespenst
24. Aufhellung
25. Das verräterische Nest
26. Geständnisse
27. Die Bibliothek
28. Mit Peter Schlemihl
29. Der Traum
30. Die doppelte Wahrheit
31. Wiedergeburt
32. Wiedergutmachen
33. Das mechanische Museum
34. Paradiesische Unschuld
35. Der Schachautomat der Konkurrenz
36. Auf der Sternwarte
37. Merkwürdige Schicksale
38. Wie der Maschinenmensch Schach spielt
39. Das Maschinen-Gespenst
40. Die Lazaruskapelle
41. Wer bin ich?
42. Die Blutbuche als Denkmal
43. Forstmeister Erlenbach
44. Frau Rade
45. Pater Ambrosius
46. Julias Geburtstagsfeier
47. Feier im Museum
48. Das Meer der Liebe
49. Herzenszweifel und Gewißheit
50. Das Verlobungsmahl
51. Zusammenbruch
52. Ausblicke in die Zukunft
53. Abschied vom Ruhrgebiet
54. Am Kochelfall
55. Der Totschlag
56. Wie Verhohlenes herauskommt

- [57. Im Leben und Sterben ein Kind der Güte](#)
- [58. Wie die Maschine zum Segen werden könnte](#)
- [59. Letzte Wegfahrt](#)
- [60. In der Irre](#)
- [61. Vergebliche Versuche](#)
- [62. Ergebung](#)

Der Maschinenmensch und seine Erlösung, B. Wille
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
86450 Altenmünster, Loschberg 9
Deutschland

ISBN: 9783849640118

www.jazzybee-verlag.de
www.facebook.com/jazzybeeverlag
admin@jazzybee-verlag.de

Bruno Wille - Biografie und Bibliografie

Deutscher Prediger und philosophischer Schriftsteller, geb. am 6. Februar 1860 in Magdeburg, verstorben am 31. August 1928 in Aeschach bei Lindau. W. ist besonders von Fechner beeinflusst, also Vertreter eines *idealistischen* (psychistischen) *Monismus*, den er mit einem freien Christentum verbindet. Im »monistischen Christentum« liegt die Versöhnung von Wissenschaft

und Religion. Das ewige Leben ist in der Richtung auf den Idealmenschen (Christus) zu suchen. »Der Ich-Mensch muss am Kreuze absterben, damit das bessere Selbst frei werde und zur ewigen Heimat eingehe.« Das Weltwesen ist geistig; es bringt die sinnlichen Erscheinungen erst in sich hervor. Die Welt ist ein »lebendiges All«, durchaus beseelt, lebendig (Panpsychismus). Die Welt ist eine »selbständige, wachsende Harmonie, ein lebendiges Formwesen«. Das All ist die »umfassende Seele« (Allseele), deren »Sondertendenz« die Individualität ist. Gott ist das »universale Ich«, dessen Erlebnisse die Sonderwesen sind, die durch Sympathie, Liebe, verbunden sind. Die Individuen sind gleichsam »Augen, mit denen das Eine sich betrachtet«. Von Ewigkeit her sind wir ein »werdender Gott«, wir werden im All-Einen erlöst, welches als Ideal, als »Keimkraft« in uns wirkt. Die zeitliche Entwicklung ist überzeitlich eine vollendete Einheit. Durch unseren »Tatenleib«, die Projektion unserer Individualität in das Weltwirken hinein, sind wir unsterblich.

Wichtige Werke:

- Der Phänomenalismus des Hobbes, 1888.
- Der Tod, 1889.
- Das Leben ohne Gott, 1889.
- Die Beweise vom Dasein Gottes, 1890.
- Sittliche Erziehung, 1890.
- Die Jugend, 1890-91.

- Lehrb. f. d. Jugendunterricht freier Gemeinden, 1890 ff.
- Atheistische Sittlichkeit, 1892.
- Philos. der Befreiung durch das reine Mittel, 1892-94 (Standpunkt des »Edelanarchismus«).
- Die freie Jugend, 1896.
- Die Religion der Freude, 1898.
- Materie nie ohne Geist, 1900.
- Offenbarungen des Wachholderbaumes, 1901 (philos. Roman).
- Die Christusmythe als monist. Weltanschauung, 1903.
- Auferstehung, 1904.
- Das lebendige All, 1905.
- Darwins Weltanschauung, 1906.
- Faustischer Monismus (in: Der Monismus, hrsg. von Drews, 1907), u.a.

Der Maschinenmensch und seine Erlösung

Zum Geleit

Zu Bruno Willes siebzigstem Geburtstag, 6. Febr. 1930 kann aus seinem Nachlaß – dank der unermüdlichen Arbeit des Verlags – sein letzter Roman »Der Maschinenmensch und seine Erlösung« der Öffentlichkeit übergeben werden. Auch dieses Werk ist – wie »Der Ewige und seine Masken« – in den letzten Leidensjahren des Dichters entstanden und trägt unverkennbar den Stempel der Ewigkeits-Schau. An einem ergreifenden Einzel-Schicksal wird gezeigt, wie alle

Irrungen und Leiden des Lebens zur Erlösung führen sollen, und so werden alle, die ernstlich um den Sinn des Daseins ringen, in diesem Buch eine Gabe von unvergänglichem Wert empfangen.

Emmy Wille.

Stuttgart, im Januar 1930.

1. Besetztes Gebiet

»Was gibt's denn eigentlich? Wie lange soll man hier noch warten?« murrte das Reisepublikum. Aber noch immer blieb die Abfahrt dem D-Zug versagt, obwohl die Paß- und Gepäckkontrolle durch die Franzosen schon längst beendet war. Bis auf zwei Reisende, die man im Stationsgebäude zurückhielt, befanden sich alle auf ihren Plätzen. Aus den offenen Wagenfenstern lehnten kecke Männer mit Sportmützen, entrüstet über die Verspätung.

»Zum Donnerwetter!« schnarrte eine Kommandostimme, aber gedämpft, daß es die Franzosen nicht hören sollten – »fahr doch endlich mal los!« In einer Art Bauchrednerei rief jemand »Abfahrt! wir wollen zu Mutttern!« Ein anderer schnauzte halblaut »Wo hapert's denn noch?« – »Kooooks fehlt!« gröhlte der Bauchredner; das Publikum schmunzelte, denn unkenhaft wurde gestöhnt: »Kooooks!«

Diesen Laut verstand der Stahlhelm-Franzos, der bei der Bahnsteigsperrre Posten stand; gereizt durch solche Anspielung auf das Heizmaterial, nach welchem die Franzosen im Ruhrgebiet lüstern waren, und durch das höhnische Grinsen der Boches, suchte der Posten sich den Spötter herauszufischen, fand ihn aber nicht und mußte seinem Aerger durch Ausspucken etwas Luft machen.

Selbst dem abgehärteten Personal des Zuges wurde dies Warten zu dumm. Auf dem Bahnsteig standen die Schaffner, finster raunend. Der Zugführer mit umgehängter Tasche lief aufgeregt die Front des Zuges entlang und wollte vom Stationsvorsteher erfahren, was es denn eigentlich gäbe. Der Rotbemützte hatte nur schweigendes Achselzucken, als ob ihn die Sache nichts angehe.

Jetzt traten aus dem Stationsgebäude zwei französische Beamte. Der eine war dem Publikum bekannt, weil er mit seinen Leuten das Gepäck durchschnüffelt hatte. Der andere mußte wohl Oberkontrolleur sein; der Gewehrposten erwies ihm militärischen Gruß. Aufgeblasen, zwischen den Lippen die qualmende Zigarette, winkte der Oberkontrolleur: »Que'est-ceque ca, Zugführer! sehet den Paß hier! Wo ist der Mann?«

Der Zugführer winkte die Schaffner herbei, und einer meldete: »Der sitzt im Wagen Numero zwei, erster Klasse! Ein alter Herr mit einer Krankenschwester! Bei dem fehlt's im Oberstübchen.« »Wo?« fragte der Oberkontrolleur an den Schaffner gewandt. – »Hier oben!« antwortete dieser, mit dem Zeigefinger an seine Stirne tippend und lächelte dazu.

Das war für ein paar Beobachter Anlaß, zu grinsen, und nun fühlte sich der Oberkontrolleur angeulkt. Kollernd wie ein Puter rief er den Gewehrposten heran, und es wäre wohl zur Verhaftung des Schaffners gekommen, wenn nicht ein Reisender in fließendem Französisch das Mißverständnis aufgeklärt hätte, der Schaffner habe bloß gemeint, bei dem alten Herrn sei es im Kopfe nicht richtig.

Noch ein paar finstere Blicke warf der Oberkontrolleur dem Schaffner zu, dann blätterte er wieder im Reisepaß: »Und dieser Idiot, er fährt erste Klasse?« –

»Oui, monsieur«, antwortete der Schaffner, »er hat ein ganzes Kupee erster Klasse, reist mit einer Krankenschwester und einem Diener; will ungestört bleiben und absolut nicht aussteigen. Da is nischt zu machen!« –

»Ich will sehen den Mann, wie heißt er?« Und er blickte in den Paß. »Lametrie? Das is französischer Nam', mais der Paß sagt, er is americain? Ich will verhören. En avant, conducteur!«

Ein junger Mann, zum Kupee-Fenster hinausgelehnt, hatte die Worte des Oberkontrolleurs vernommen und wandte sich betroffen an einen Mitreisenden: »Helmut!« flüsterte er, »hast Du den Namen gehört? ich meine, Lametrie habe er gesagt.« Der Angeredete nickte: »Auch mir fiel der Name auf – so hieß ja jener französische Philosoph am Hofe Friedrichs des Großen ... aber was ist Gerhart? Kennst Du den Mann?« – »Es ist mein Onkel – ich muß zu ihm, sofort!«

Nicht verstanden war dies Gespräch von den anderen Insassen des Kupees, und es fiel nicht auf, daß sich der junge Mann, vor Aufregung erblichen, zwischen den Damen und Herren hindurchwand zum Wandelgang nach vorn.

Helmut nahm Platz und starrte vor sich hin. Er mochte wie sein Freund dreißig Jahre zählen und hatte wie dieser ein angenehmes Gesicht, nur daß sein Ausdruck vorwiegend beschaulich war gegenüber der straffen Tatkraft des andern. Lametrie? sann Helmut – diesen Namen hat Gerhart mir gegenüber nie erwähnt. Aber freilich, unsere Freundschaft besteht erst seit Kurzem. Immerhin! als wir beim Hermannsdenkmal Brüderschaft tranken, hat er mir sein Herz eröffnet und lebhaft von seiner Familie

geplaudert. Da spielte zwar seine Kusine eine Rolle, die hieß aber nicht Lamettrie sondern Belling, so viel ich weiß.

Aufs neue lehnte sich Helmut zum Kupee-Fenster hinaus, um zu sehen, wie sich die Paß-Geschichte entwickelt habe. Vorn versuchten Leute, die ausgestiegen waren, von außen in das Kupee des beanstandeten Reisenden hineinzuspähen. Gleich darauf stieg der Oberkontrolleur wieder aus dem Zuge und winkte lachend: »Allons – Abfahrt!«

Unverzüglich reckte der Stationsvorsteher seine weiße Scheibe empor, und durch das Reisepublikum ging ein Aufatmen. Während sich die französischen Kontrolleure ins Bahnhofsgebäude begaben, setzte sich der Zug in Bewegung, und eine übermütige Stimmung kam im Publikum auf. »Kikeri« wurde gekräht und sogar gesummt: »Drum Franzmann, weine nich! die Kohlen kriegste nich!«

Nun war Gerhart wieder da und winkte an der Kupee-Türe dem Freunde zu: »Bitte, reiche mir meinen Koffer und Mantel! nimm auch Du Dein Gepäck und komme mit!« Im Wandelgang voranschreitend, wandte er sich um: »Es stimmt also, wir hatten richtig gehört. Nun bittet uns der Onkel, zu ihm überzusiedeln. Er möchte Dich kennen lernen und mit uns plaudern. Meine Kusine ist auch dabei, Hulda Belling, von ihr hast Du ja schon gehört ... Ah Herr Friedrich! Sie wollen uns tragen helfen?« – »Wenn ich bitten darf, Herr Linde!« erwiderte der galonierte Diener, ein schon ergrauter Mann, der an Statur und Gesicht den Yankee zeigte. Auch Helmut mußte ihm den Koffer übergeben.

Als die Freunde in jenes Kupee erster Klasse traten, erhob sich schüchtern ein junges Mädchen, das eine Haube nach Art der Krankenschwestern trug, während ihre sonstige

Kleidung nicht uniformiert, nur sehr schlicht war. Gegenüber am Fenster saß ein alter Herr, aschfahlen Angesichtes und glattrasiert; lodernde Schwarzaugen rollten in dunklen Höhlen, und gleichfalls erhob er sich – eine hager lange Gestalt.

Gerhart Linde stellte vor: »Hier also ist mein Freund Doktor Helmut Burger. Meine Kusine Fräulein Belling und mein Onkel Lamettrie.« Des alten Mannes Blick war seltsam durchdringend, die dargereichte Hand hatte kräftigen Druck. Fräulein Belling, eine zarte Blondine, lud die Herren ein, Platz zu nehmen.

Als der Diener Friedrich das Gepäck verstaut hatte, erhielt er von seinem Herrn die Weisung, den Kellner aus dem Speisewagen herzuschicken mit einer Flasche Sekt seiner Marke – und vier Gläsern. Er, Friedrich, könne dort bleiben und sich beliebig erfrischen. »Zu Befehl, Herr Baron!« antwortete Friedrich und ging.

»Na, und wohin zieht Deine Fahrt, Wahlneffe?« wandte sich Lamettrie mit müder Stimme an seinen Neffen.

»Zu den Eltern. Und mein Freund kommt mit. Wir sind einigermaßen erholungsbedürftig nach der Schufterei des Examens. Vorige Woche haben wir in Berlin den Doktorhut der Philosophie erworben.«

Wieder fühlte Burger das glühende Auge auf sich gerichtet, es war, als wühle sich eine Bohrmaschine in die Erde, um ein Kohlenlager zu finden: »Ihr Beruf, Herr Doktor?«

Verlegen lächelte Burger und zuckte die Achseln: »Mein Beruf? wie soll ich sagen? Schuster bin ich, neuerdings Inhaber eines Schuhwarengeschäftes im Norden Berlins.«

Lametrie hörte das, ohne zu stutzen, es regte sich kein Fältchen seines ziselierten Gesichtes, nur daß er die Augen niederschlug: »Schuster? und Ihnen fehlt ein Finger? Wo haben Sie den *verloren*?« – »Bei Verdun, Herr Baron« – antwortete Burger, verdutzt darüber, daß dieser angebliche Geistesschwache so scharf beobachten konnte.

»Baron nennt mich mein Friedrich,« sagte milde der Greis – »das ist so unser Brauch, wenn wir auf Reisen sind, und hat seinen Zweck. *Sie* aber bitte ich, Lametrie zu sagen; mein genauer Name ist Offroy de La Mettrie. So steht es sogar in meinem Paß ... Sie stutzen, Herr Burger?«

»Nun ja, weil genau so der Name jenes berühmten Philosophen lautet.«

»Selbstverständlich!« lächelte der Sonderling überlegen und richtete sich auf, indem sich ihm die Nüstern blähten und das Auge etwas Feierliches hatte – »selbst -verständnis - lich! ich bin ja derselbige Philosoph.«

»Aber«, entgegnete Dr. Burger verdutzt – »der Philosoph Lametrie ist ja vor fast zweihundert Jahren verstorben.«

»*So heißt* es!« sagte der Greis mit spöttischem Lächeln – »aber das ist ein verzeihlicher Geschichtsirrtum. Sie sehen hier vor sich jenen Philosophen Lametrie, der es verstand, sein Leben bis jetzt zu *erhalten*.«

Dem scheint es allerdings zu rappeln! dachte Helmut – schwieg verlegen und starrte zum Fenster hinaus.

2. Doppelgängerei

Wie ein gespreizter Fächer lagen die frühlingsgrünen Aecker und Wiesen in der Abendsonne. Zuweilen kamen schieferumkleidete Häuschen und rote Fabrikgemäuer nebst hohen Schornsteinen. »Das hier ist meine Poesie!« schwärmte Lametrie – »im Industrieland fühl ich mich daheim, wo überall ein paar Dutzend Schlote qualmen und Zechen wie Maulwürfe den Leib der Erde durchwühlen, wo bei Nacht elektrische Sonnen blitzen, und der Himmel sich rötet von all den funkensprühenden Betrieben. Oh, da schwillt mir das Herz, ich fühle so recht als Maschinen-Mensch, als eine Art Prometheus ... In einem Gedicht hab ich mal die Worte gelesen: Such' ich, oder bin ich die Größe der Welt?«

Als ob er eine Vision anstaunte, hatte der Greis gesprochen. Wie ein Erwachender wandte er sich zur Gesellschaft: »Welch eine bezaubernde Fee ist doch die Illusion! Mit ihr allein bringt man es fertig, diese Posse Leben so lange durchzuhalten. Ja, mit dir, du holde Lügnerin, und mit ein paar ehrlichen Kumpanen, wie Ihr jungen Dachse seid, kann es der vergrillte Ahasver wohl noch ein Weilchen aushalten ... Schenket ein!«

»Ach Onkel, sei vorsichtig!« mahnte Hulda. Er aber winkte lächelnd ab: »So etwas wirft mich nicht um. Meine Ähnlichkeit mit Sokrates besteht darin, daß dieser Philosoph am Ende des berühmten Gastmahls, als jüngere Gäste bereits zu lallen begannen, den Bowle-Napf an seine Lippen hob und bis zur Neige leerte.. Unbesorgt, Huldchen, ich scherze bloß – zu solcher Kraftleistung schwingt sich Dein 215jähriger Onkel nicht auf, trotz seinem Lebens-Elixir. Wohl hätt' ich das Temperament dazu, und der Stern meines Lebens heißt ja verklärtes Vergnügen. Uebrigens wird Dr. Burger wissen, daß mich die Geschichte zu den Epikuräern rechnet, mir sogar nachsagt, ich sei beim

Schlemmen erstickt, an einer Pastete nämlich ... Ach, ihr prüden Schulmeister, wenn ihr wüßtet!«

»Was denn, Onkelchen?«

»Na die Pasteten-Geschichte von 1751 mein' ich. Vom wahren Sachverhalt haben die Schulmeister keine Ahnung.«

»Na und?« fragte Gerhart – »wie verhielt sich denn die Sache?«

»Ach, laßt gut sein!« wandte Hulda ein – »Onkel hat ja doch schon wiederholt davon erzählt.«

Offenbar zum Plaudern darüber aufgelegt, meinte Lametrie: »Vielleicht interessiert sich Dr. Burger dafür. Nun denn, Sie wissen ja, daß die Historiker behaupten, ich sei damals gestorben und in Berlin begraben. Aber das war Täuschung. Mein Dämon, mein Doppelgänger, hat diese Täuschung inszeniert, um mich aus versumpften Verhältnissen herauszureißen und zu einer neuen Lebens-Phase zu erlösen. Ich war Vorleser des großen Königs und bei ihm beliebt, aber des höfischen Daseins überdrüssig und für mein Tätigkeitsbedürfnis ganz und gar nicht ausgefüllt. Da nun geschah es, daß ich von der Tafel, wo allerdings geschwelgt wurde, aufstand und ins Nebengemach ging. Auf einmal tritt mir ein Kavalier entgegen, genau wie ich gekleidet, dieselbe Statur, dasselbe Gesicht – kurzum wie mein Spiegelbild.«

»Es war vielleicht nichts anderes, als Dein Spiegelbild«, wandte Gerhart ein – »Du wirst in einen großen Wandspiegel gesehen haben.«

»Unsinn! mein *Doppelgänger* war's – er hat ja zu mir *gesprochen* ... Was meinen *Sie* dazu, Herr Burger? Sie gehören doch nicht etwa zu jenen Superklugen, die von vornherein ungläubig lächeln, wenn man von einem Doppelgänger spricht?«

»Nein!« erwiderte Burger einfach – »Doppelgängerei kommt vor – ist eine Realität des Seelenlebens. Auch die Psychiatrie kennt seltsame Spaltungen des Ich-Bewußtseins ...«

Lamettes Gereiztheit beschwichtigte sich: »Das ist wenigstens ein halbes Zugeständnis. Was freilich die Psychiatrie betrifft, so gehört sie nicht hieher. Eine Halluzination ist in meinem Fall ausgeschlossen, weil mein Doppelgänger einen übermenschlich geistigen Charakter hat. Alles nämlich, was er mir damals vorhergesagt hat, ist genau eingetroffen. Denn – hören Sie zu! Die Hand erhoben und gebieterischen Blickes hat er mir zugeraunt: Lamette geh auf der Stelle zum Palais hinaus in den Park und steig in den Reisewagen, der dort bereitsteht. Er führt Dich zu einem neuen Leben. Dein hiesiges aber überlasse mir, ich will's zu Ende führen. Werde mich an die Tafel begeben, an deinen Platz, und natürlich wird man glauben, du wärest es. Nur ein Weilchen will ich deine Rolle spielen, dann plötzlich tot umfallen, so daß man mich begraben muß. Du wirst davon in der Zeitung lesen, wenn der Reisewagen dich nach Hamburg gebracht haben wird. In Hamburg sollst du zehn Tage im Gasthause wohnen, darfst dich freilich nicht Lamette nennen; denn vom Philosophen Lamette wird bald was Auffälliges in der Zeitung stehen. Wenn du das gelesen hast, begib dich zum Hafen und frage nach dem Ostindien-Fahrer. Er liegt zur Abfahrt bereit, nur daß ihm noch der Schiffsarzt fehlt. Sage nun dem Kapitän, du seiest der Doktor Ignatius Möller und möchtest die Arzt-Stelle annehmen ... Wohlan denn, mein anderes Ich, tue,

was ich dir befehle! Im Lande der Wunder und geheimen Weisheiten soll der Philosoph von neuem geboren werden ... So hat mein Doppelgänger gesprochen und ich bin seiner Weisung gefolgt. In Hamburg kam alles so, wie er's angekündigt hatte. Im Fremdenblatt stand als große Neuigkeit aus Berlin, es sei daselbst der berühmte Atheist, Baron de Lamettrie, Vorleser seiner Majestät des Königs von Preußen, beim Souper an einer Pastete erstickt. An seinem Grabe auf dem Berliner Friedhof sei eine Rede des Königs verlesen worden, die er dem Andenken des Philosophen gewidmet habe ... Was nun soll – so frage ich Sie, Herr Burger, mein wunderbares Erlebnis mit Psychiatrie zu tun haben?«

Während dieser seltsamen Erzählung des Greises hatte sein Auge funkelnd, wie schwarzer Diamant, mißtrauische Blicke nach Burger geschossen, und jetzt wollte er die Maske der Gleichmütigkeit, die jener junge Mann aufgesetzt hatte, schier durchbohren.

Aber dessen Gesichtsausdruck war ohne Hinterhalt, und Herzlichkeit klang in seiner weichen Stimme: »Das ist ja in hohem Maße interessant, Herr Lamettrie, obwohl noch nicht aufgeklärt. Solche Fälle von Doppelgängerei und Zweitem Gesicht sind durchaus beachtenswert, nämlich an so vielen Orten von vertrauenswürdigen Persönlichkeiten bezeugt, daß es unhaltbar erscheint, sie rundweg als Aberglauben, Einbildung oder Schwindel abzutun. Kein Geringerer als Goethe erzählt, er habe seinen Doppelgänger prophetisch gesehen. Sie kennen doch die Geschichte? Nun denn: Als Straßburger Student kam er von Sesenheim auf dem Fußpfad nach Drusenheim geritten, nachdem er die geliebte Friederike noch einmal – wie er meinte, zum letztenmal – besucht hatte. Da sah er mit den ahnenden Augen des Geistes – sich selbst! Und zwar kam er denselben Weg in umgekehrter Richtung

geritten – angetan mit einem Anzuge, wie er ihn bisher nie gehabt hatte – hechtgrau mit etwas Gold. Nur ganz kurze Zeit währte die Erscheinung – dann zerrann sie. Besonders seltsam war es nun, daß Goethe acht Jahre später in demselben Reitfracke, den sein Doppelgänger angehabt hatte, und am gleichen Orte sich befand, auf der Heimkehr von seiner Friederike, die er jetzt wirklich zum letztenmale besucht hatte ...«

Ein Laut des Erstaunens aus Huldas Mund unterbrach die Darlegungen und mit großen Augen meinte das Fräulein:
»Ach wirklich?«

»So darf man allerdings fragen, und der Zweifel an diesem Berichte ist umsomehr berechtigt, als er in Goethes Dichtung und Wahrheit steht, also in einer dichterisch wiedergegebenen Lebensgeschichte. Ein Kritiker hat bemerkt, diese angebliche Vision sei nur ein künstlerisches Darstellungsmittel; sie habe die Aufgabe, die Tragik des Abschiedes von Friederike zu mildern, indem die Trennung und alles Spätere als etwas vom Schicksal längst Bestimmtes hingestellt werde. Diese ästhetische Bemerkung ist zutreffend – nur beweist sie nicht, daß Goethe die Vision glatt *erfunden* hätte. Denn wie der Traum ein feiner Künstler ist, so erst recht die bedeutsame *Vision*. Zusammenhänge des ewigen Schicksals erschauend, reiht sie, was man sonst für Zufälligkeit hält, in die logische Architektur des Kosmos ein, so daß alle Einzelheiten als Glieder der Schicksalskette auftreten, als etwas Unvermeidliches, erhaben über Anklage und Reue. Schopenhauer, der aus eigenem Erleben einen Fall von Zweitem Gesicht berichtet, nimmt Goethes Vision ganz ernst.«

»Sie halten also den Doppelgänger für ein *Zweites Gesicht*, das einen gespenstischen Eindruck macht, insofern es die

Schranken der Zeit überspringt. Das ließe sich hören – indessen wäre, was meinen Fall betrifft, nicht erklärt, wie der Doppelgänger, wenn er eine Vision wäre, es anstellen kann, auch *anderen* Menschen zu erscheinen, – an der Souper-Tafel zu sitzen, beim Verschlingen einer Speise zu ersticken, sich davontragen und vom Arzt untersuchen zu lassen, endlich in den Sarg gelegt und begraben zu werden, so daß niemand ahnt, es sei dies alles eine bloße Spukerscheinung gewesen. Immerhin, mein verehrter Herr Burger! Ihre Darlegung *paßt* zu meiner Weltansicht, insofern auch Sie im Universum eine *ungeheure Maschinerie* sehen, in der jedes Rad, jedes Kettenglied und jede Regung als Einzelbestätigung des Ganzen unausbleiblich funktioniert, daher für den Kenner berechenbar.«

»Erscheint Ihnen, Herr Lamettrie, unser Dasein etwa schöner und besser, indem Sie darin nichts als Mechanismus sehen? Anderen kommt es auf diese Weise vielmehr *verödet* vor. Die Gleichsetzung von Gott-Natur und Maschinerie könnte erst dann einigermaßen einleuchten, wenn es dem Menschen gelungen wäre, Maschinen zu konstruieren, die nicht Produkte von bloß materieller Art sind, sondern geradezu *lebendig*, nämlich ein *Innenleben* haben, – eine *Gefühlsmaschine* – *Gedankenmaschine*!«

Mit einem stechenden Blick erwiderte der Greis: »Wenn Sie gelten lassen, daß ich ja nur ein erster Techniker lebendiger Maschinen bin, so will ich Ihnen Einblick gewähren in mein Museum.«

Burger wußte nicht recht, wie er diese Einladung verstehen solle; aber sein Freund Gerhart meinte: »Ja, Helmut, das mußt Du sehen! Staunenswertes ist meinem Onkel

gelingen. Eine maschinelle Nachahmung organischen Lebens, die manches Verblüffende hat.«

Mürrisch warf Lamettrie ein: »So sagst Du. Uebrigens ist Dir noch lange nicht alles bekannt, was meine Kunst geschaffen hat. Hast ja eigentlich bloß mein Figuren-Kabinett gesehen, und das enthält meine noch stümperhaften Anfänge. Doch seltsame Geheimnisse birgt mein unterirdisches Reich – Einblick in diese habe ich selbst meinem Friedrich einstweilen nur mit Zurückhaltung gewährt.«

»Herr Friedrich, der jetzt im Speisewagen sitzt« – so erläuterte Gerhart – »ist nämlich das allergetreueste Faktotum unseres Onkels, ein zuverlässiger und sogar erfinderischer Mechaniker.«

Lamettrie nickte wehmütig: »Und leider sei es gesagt, bislang ist Friedrich der einzige Mensch, der mein Streben versteht. Sonst – Sie sehen ja, Herr Doktor Burger, – wie vereinsamt ich bleibe. Es müßte denn sein, daß Sie selber meinem Standpunkt näher kommen. Ich hoffe noch immer ...«

3. Gespaltenes Ich

Lamettrie sann zerstreut und unruhig. Er fühlte den Trieb, die abgebrochene Unterhaltung wieder aufzunehmen: »Was Sie erwähnen, Herr Burger, veranlaßt mich zu einer Frage. Vorhin wiesen Sie auf pathologische Fälle hin, die Psychiatrie kenne seltsame Spaltungen des Ich-Bewußtseins. Was für Fälle schweben Ihnen dabei vor? Können Sie Beispiele anführen?«

»Gewiß, Herr Lamettrie!« erwiderte Burger freundlich –
»die Wissenschaft vom Seelenleben hat darüber beträchtliches Material. Was der Mensch sein Ich nennt, ist kein geschlossenes Ding, auch keine isolierbare Seele, sondern gewissermaßen eine Funktion des Alls, und zwar eine solche, die sich aus immer wiederkehrenden Beziehungen des eigenen Lebens bildet. Insbesondere hängt unser Ich zusammen mit dem täglichen Erleben unseres Körpers und unserer engeren Welt, sowie mit der Konstanz unserer Erinnerungen und Interessen. Ich bin Ich, insofern ich dasselbe erlebe. Das geben Sie zu? Gut! Wenn nun aber Störungen erfolgen, in den Erinnerungen wie in den Interessen eines Menschen, kann es vorkommen, daß er sich nicht mehr genau am Vergangenen orientiert, und ihm der Zweifel auftaucht: *Bin ich dieser?* oder bin ich ein *Anderer*? Auf solche Weise bilden sich in seinem Bewußtsein zwei Knotenpunkte, oft recht extreme. Nicht gerade auf eine grobe Störung des *Geistes* läßt solcher Ich-Dualismus schließen. In jeder Persönlichkeit walten eben jene *zwei Pole*: das enge, niedere, vom Körperlichen beherrschte Ich, der Mensch als bornierter Egoist, andererseits aber das bessere Selbst, der vergeistigte, mitfühlende, dem All hingeebene Mensch.«

Geweiteten Auges hatte Hulda diesen Darlegungen gelauscht. Dann meinte sie schüchtern: »Darf ich eine Zwischenbemerkung machen? Meint nicht der Apostel dasselbe, wenn er von einem Gesetz in unseren Gliedern spricht, das dem Gesetz in unserem Geiste widerstreite? Und was Sie, Herr Doktor, das bessere Selbst nennen, ist es nicht jene menschliche Gemütsart, die ins Unendliche gesteigert, unseren sogenannten Gotteskeim ausmacht und den himmlischen Menschen?«

In strahlender Herzlichkeit nickte Helmut: »Gewiß, es führt zu dem, was Paulus den inneren Christus nennt. Zu dem,

was der Bergprediger meint, wenn er spricht: Ich und der Vater sind Eins. Zu dem, was jeder wahre Mystiker als seliges Einswerden seines Ich mit dem Unendlichen empfindet; und was der Schlichteste aus dem Volke erleben kann, in seiner Hingabe an das Wohl anderer Geschöpfe, in seiner Güte und Begeisterung ... Wo solch allhaftes Erleben erwacht, da erstrahlt, was ich für den einen Pol seiner Persönlichkeit, für sein All-Ich halte. Die alten Römer nannten dies höhere Selbst des Menschen seinen Genius; Sokrates meint dasselbe, wenn er behauptet, in allen wesentlichen Entscheidungen leite ihn sein persönlicher Dämon, und das sei in jedem Menschen sein göttlicher Ursprung und seine ewige Bestimmung ...«

»Göttlicher Ursprung? Ewige Bestimmung?« sagte Lamettrie spöttisch, »hm! Bitte, ein Beispiel dafür!« Burger versetzte schlagfertig: »Franz von Assisi! Er war ein junger Leemann; aber eine Sehnsucht seines bis dahin unbefriedigten Lebens bestimmte ihn, sich auf einmal von Grund aus zu bekehren zu dem, was Christus vom reichen Jüngling verlangt: Verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen! Ein erschütterndes, ein weltbewegendes Bild, wie Franziskus in der Auseinandersetzung mit seinem geld- und adelsstolzen Vater sich radikal von ihm und seinem alten Leben lossagt, indem er alle irdische Habe von sich weist – nackt, wie er aus Schöpfers Hand hervorgegangen, möchte er nunmehr einzig nach dem Willen dieses himmlischen Vaters leben – in Liebe zu allen bedürftigen Mitgeschöpfen.«

Hulda war entzückt: »Ach ja, Franz von Assisi! der ist ein Heiliger! Und nicht wahr, Onkel? mit dem sind wir von Herzen einverstanden, obwohl unser Vollbringen noch allzu schwächlich ist ... Ach, Herr Burger, die Liebe zu den Armen und zu aller Kreatur, sogar zu Raubtieren, wie Wolf und Falke, sein zärtliches Naturgefühl macht diesen

Heiligen zu einem Evangelisten, der himmelhoch emporragt über manche Kirchenchristen ... Aber ich freue mich, hier noch ein Wort zu Gunsten meines Onkels Lamettrie anknüpfen zu können. So mechanisch, wie er sich hier gibt, ist er durchaus nicht immer, sondern er hat sich, wenn auch verstohlen, sein Kindergemüt bewahrt ... na, Sie werden ja hoffentlich selber sehen ...«

Lamettrie lächelte mit Behagen: »Der Maschinen-Mensch ist also kein Ungeheuer, und wenn Sie ihn demnächst besuchen, lieber Bürger, werden Sie allerdings nicht bloß einen Meister im Berechnen finden, sondern zugleich einen Kindskopf, der mit ein paar guten Viechern herumdalbert. Gut also, die Zweiseelenschaft ist, wie bei allen Menschen, so auch bei mir zu finden ... Aber wir haben bisher vorwiegend den einen Pol ins Auge gefaßt, das sogenannte bessere Selbst. Wie aber steht es mit jenem anderen Pol, der nach Ihrer Theorie, Herr Bürger, infolge einer Spaltung des Ich-Bewußtseins als gesonderte Persönlichkeit auftreten kann? Auch für diese Erscheinung, die Sie als etwas Krankhaftes betrachten, hätt' ich gern historische Belege.«

»Momentan kann ich nur ein paar Fälle anführen. Ein gebildeter Mann gesetzten Alters, zwar kein Familienvater, sondern einsamer Junggeselle, immerhin ein geachteter Staatsbeamter, Kanzleisekretär in Berlin, hatte die geheime Sucht, neben seinem normalen Leben, das ihm wohl zu langweilig war, noch ein zweites zu führen: Verkleidet besuchte er Nachtspelunken und drehte mit Kumpanen manch deftes Ding als Einbrecher, als Geldschrank-Knacker.«

»Auch mir ist der Fall bekannt« – sagte Gerhart – »dabei kommt noch in Betracht, daß der Mann seine Einbrüche nicht etwa aus Habgier verübte, sondern geradezu aus

Liebhaberei. Seine Spießgesellen haben das ausgesagt, und seltsamerweise haben sie zuvor keine Ahnung gehabt, daß er ein Doppel-Leben führe.«

»Die Motive dazu« – fuhr Doktor Burger fort – »liegen nicht immer in sportlicher Richtung, sondern zuweilen in aparten Lebensverhältnissen oder abenteuerlichen Schicksalen. Ein katholischer Student der Theologie, der also auf Ehelosigkeit gefaßt war, hatte die Sucht, in Badeorten ein zweites Leben zu führen, unter der Maske eines flotten Ausländers – verdrehte er einem jungen Mädchen den Kopf und ...«

In plötzlicher Unruhe erhob sich Gerhart: »Wir sind gleich am Ziel! Wo bleibt Friedrich? wir müssen ja aussteigen!«

Hulda stutzte: »Wieso denn? so eilig ist es doch nicht! erst in einer Viertelstunde sind wir da.«

»Wenn auch!« entgegnete Gerhart nervös und machte nicht Miene, wieder Platz zu nehmen.

»Was ist denn?« fragte Hulda befremdet – » *setz* Dich doch! Friedrich wird schon kommen, wenn's so weit ist.«

Lametrie starrte düster vor sich hin, seine Gesichtsfarbe war besonders fahl. Jetzt wandle er den Kopf zum Fenster, und diesen Moment benutzte Gerhart, um seinem Freunde zuzuraunen: »Nichts weiter von dem Fall!«

Als sei ihm das Getuschel aufgefallen, drehte sich Lametrie wieder herum: »Wir haben ja noch genug Zeit, Kinder, trinket den Sekt aus! und Sie, Herr Burger, besuchen Sie mich recht bald, damit wir das Gespräch fortsetzen können. Für heute erlauben Sie mir noch die Frage: »Was Sie da erzählt haben – das von dem

angehenden Geistlichen« ... Lamettrie zögerte und blickte durchbohrend, fuhr aber mit bitterem Lächeln fort: »haben Sie das aus einem *Buche*?«

Den Freund mit einem Blicke streifend, sah Burger, wie dieser hastig mit dem Kopfe schüttelte. Dazu passend lautete die Antwort: »In einem *Buche* steht das nicht.«

»Also wohl in einer *Zeitung*?«

»Auch das nicht! Es ist eine *Familiengeschichte* – nur *Wenigen* bekannt.«

»Ach so!« sagte der Greis und hatte wieder seinen forschenden Blick.

Gerhart, der auf einmal beruhigt schien, lächelte sacht, als er die Gläser füllte: »Na, prosit, Helmut!«

Während der Zug zu bremsen begann, erschien der Diener Friedrich an der Kupeetüre und meldete: »Wir sind da, Herr Baron.«

»Gut!« nickte Lamettrie – »Bezahlen Sie den Kellner und seien Sie hier, wenn wir einfahren!«

»Also, lieber Herr Burger, stoßen wir noch einmal an! Prosit tibi, Piccolomini! und auch Euer Wohl trink ich, Hulda und Gerhart! Du, Neffe, hast Dir ja einen rechten Pfiffikus zum Freund erlesen. Ich ahne schon, der kriegt mich schließlich doch noch rum. – Euch zwei hat er schon.« Seinen Rest trank der Greis und warf das Sektklas zum halbgeöffneten Fenster hinaus, so daß es klirrte.

»Wieder den jungen Leuten zugewandt, die sich zum Aussteigen bereit machten, fügte er vergnügt hinzu: »Das

war ein famoser Abschluß meiner Reise. Und jetzt keine Umstände! Scheiden wir! Auf Wiedersehen!« Und er schüttelte den jungen Männern die Hand. Diese bedankten sich bei ihm und bei Fräulein Hulda, ergriffen ihre Handkoffer und verließen das Kupee. »Auf Wiedersehen!« winkte man sich zu – dann gingen die Freunde durch die Sperre.

»Was war denn eigentlich?« wandte sich Helmut an Gerhart – »wieso war meine Geschichte von dem Geistlichen geeignet, Deinen Onkel aufzuregen?«

»Darüber später mal!« antwortete Gerhart. »Laß Dich nie darauf ein, dieses Thema zu behandeln! Wenn der Onkel darnach fragen sollte, mußt Du Dich irgendwie herausreden. Ist die rechte Zeit dazu gekommen, werde ich Dich schon aufklären ... Dies hier ist unser Auto – steigen wir ein!«

4. Mensch in Eisen

Herr Lamettrie hatte telefoniert, es werde ihn freuen, Herrn Burger nebst Gerhart an einem der nächsten Vormittage bei sich zu sehen. Nun saßen die beiden Freunde im Auto, um zunächst der Lindeschen Fabrik einen Besuch zu machen und im Anschluß daran dem Lamettrieschen Landhause.

Der Maimorgen war schwül und dunstig. Als das Auto aus den Häusermassen heraus war und über die Brücke fuhr, fühlte sich Helmut geradezu erschüttert von der Wucht dieses Industriebezirkes. Es wimmelte von Lagerplätzen für Kohle, Holz, Alteisen; von Schienenbahnen, Waggonen, Kanälen und Schiffen, von Molen aus befrachtet mittels Kranen – wimmelte von geschwärzten Fabrikmauern,

qualmenden Schloten. Nur ab und zu ein schiefergedecktes Häuschen mit Gemüsebeeten und einem Blütenbaum. Die Wege schwarzgrauer Staub, aufgeschüttete Schlacke. Hastige Geschäftsleute auf knatternden Benzinrädern, schwerfällige Last-Autos. Ach, allenthalben Unrat und Staub, Getöse und Gestank.

Aus Großbetrieben heulten Sirenen und dröhnte Hämmer. Auf die Nerven fiel ein bohrendes Quietschen. »Zum Teufel!« schimpfte Helmut – »das ist ja wie beim Zahnarzt! als würde man plombiert: hui –i –i! das ist ja eine Folter!«

»Freilich!« lachte Gerhart – »und die Teufel mit glühenden Zangen wirst Du auch noch erleben. Aber was Du mit Deiner Liebe fürs Naturhafte eine Folter nennst, bedeutet für Onkel Lamettrie die Hochburg seiner Götter – oder sagen wir: die Erstürmung des Himmelreichs durch den erfinderischen Riesen Prometheus und seine Zyklopen. Was meinen Vater betrifft – je toller es hier dröhnt und rußt, desto behaglicher reibt er sich die Hände. Na, hier haben wir ja unsere Fabrik. Chauffeur, zur Direktion!«

An der Einfahrt stand der Portier mit seiner Dienstmütze und grüßte. Nun hielt das Auto, die Freunde stiegen aus, und sofort trat ihnen aus dem Bürogebäude der Vater Gerharts mit freundlicher Geschäftigkeit entgegen: »Schön, Herr Doktor Burger, daß Sie unser Werk besuchen.«

»Danke, Herr Direktor! Wenn ich darf, möcht' ich mir solch Erlebnis nicht entgehen lassen.«

»Na freilich, Helmut«, sagte Gerhart – »wer unsern Onkel besuchen und verstehen will, muß sich orientieren über sein Steckenpferd, die Macht der Maschine.«

Herr Direktor Linde räusperte sich: »Steckenpferd! Gewissermaßen ja! Das Maschinenwesen bedeutet was Großartiges. Unser Betrieb freilich gehört nicht gerade zu den erstrangigen Eisenfabriken des sonst weltberühmten Ruhrgebietes – leider noch nicht. Und in dieser kritischen Zeit sind wir schon froh, wenn sich die Arbeit halbwegs durchhalten läßt. Indessen gibt es auch bei uns Interessantes zu sehen. Herzlich gern würd' ich Sie herumführen – momentan hab ich wichtigen Geschäftsbesuch.«

»Wir wollen ja auch nicht stören, Papa – Du selber hast den Anlaß gegeben – warst so freundlich, zu uns herauszukommen ..«

»Ei, versteht sich! Wenigstens die Hand schütteln wollt ich unserm lieben Gaste – und Dir sagen, daß Du ihn herumführen sollst. Weihe ihn mal ein bisschen ein in den Elementarstoff der modernen Maschine: in den Stahl und seine Herstellung! Also Herr Doktor, auf Wiedersehen heut' abend!«

Stramm verabschiedeten sich die jungen Männer von Herrn Linde, der in sein Büro zurückkehrte.

Unsicher blickte Helmut auf das Reich, das nun besichtigt werden sollte. Diese Anlagen, deren Funktionen nur der Spezialtechniker faßt, diese polternden Maschinenhallen und sauergasigen Schmelzöfen – und dort die Gruppe rußiger Heizer, von der Glut angestrahlt, herkulische Gestalten im Schurzfell, die sich im Hantieren mit Schaufeln und Stangen ebensowenig stören lassen, wie die schnurrenden Treibriemen, die Schwungräder und ausholenden Kolben. All das hatte etwas von der Unheimlichkeit eines vielgliedrige Riesenpolypen. Helmut dachte an den sagenhaften Nordmeerkraaken, der von

Seefahrern für eine Insel gehalten wurde und dann plötzlich das Schiff in seinen Fangarmen hielt ...

»Vorsicht!« brüllte jemand, und Helmut fuhr zusammen – aber mit ruhiger Sicherheit hatte ihn Gerhart am Arm gepackt und mit einem Ruck seitwärts gezogen. Zwei Arbeiter, eine Schiene auf der Schulter, schritten vorbei.

Auffallend waren birnförmige Heizanlagen mit Schloten, die wohl zwanzig Meter emporragten. Gerhart erläuterte: »Da wird das Eisen geschmolzen und von der Kohle gereinigt, so daß es gußfertig herauskommt. Du siehst die Treppe, die an jedem Schornstein emporführt zu einer Brücke. Von dort wird Koks und Eisen in die Gischte geworfen, schichtweise abwechselnd. Durch ein Windgebläse wird die Heizung angeregt, und im Sauerstoffgehalt der eingeblasenen Luft reinigt sich das geschmolzene Metall vom Kohlenstoff. Verbrennung, Schmelzung, Reinigung erfolgen im unteren Teil des Ofens, dann fließt die Masse heraus.«

Helmut nickte: »Der Schmelzofen ist also eine Art Wurm, der oben sein Maul hat, das in den Verdauungskanal übergeht.«

»Allerdings! und sogar Wiederkäuer gibt es hier. Dadurch, daß wiederholt verdaut wird, wie Du Dich ausdrückst, säubert sich die Schmelzmasse vom Kohlenstoff und ergibt ein besonders starkes, schmiegsames und elastisches Metall. Bester Stahl ist ganz von Kohle befreit.«

»Das ist also ein Stoffwechsel und erinnert an den Verbrennungsprozeß der Lebewesen. Indem wir Luft einatmen, werden wir Kohle los, die sich mit dem eingeatmeten Sauerstoff zur Kohlensäure verbindet. Was

wir Leben nennen, hat viel Ähnlichkeit mit einer Flamme, die Sauerstoff verzehrt.«

»Onkel Lamettrie würde Dich gerne so reden hören.«

»Ich müßte freilich die Einschränkung machen, daß mein Vergleich sich nur auf die *sinnfällige* Seite des Lebendigen erstreckt. Die *mechanische* Weltansicht, wie sie Herr Lamettrie vertritt, läßt lediglich die *eine* Seite gelten. Wir hingegen, nicht wahr, Gerhart? wir halten uns an die Tatsache, daß Lebendigkeit nicht etwas bloß Sinnfälliges, ein außen Gegebenes sein kann, weil es ja sich *selbst erlebt*.«

Anerkennend nickte Gerhart: »Leben ist kein *Ding*, sondern ist Erleben; zu unseren Erlebnissen gehört unser Körper. Wenn aber Onkel Lamettrie sich darauf versteift, den Menschen eine Maschine zu nennen, so bleibt er stecken in der oberflächlichen Aehnlichkeit des Lebens mit einem Mechanismus.«

Inzwischen waren die Freunde in eine Halle gelangt, die etwas von einem großen Bahnhof hatte. Unter der kuppelförmigen Glasbedachung waren Brücken, auf denen Arbeiter hantierten. An den Ketten mächtiger Kranen hing zusammengebündeltes Metall und wurde in bereitstehende Eisenbahnwagen befördert. Und siehe da, eine Kanne von der Größe einer Stube füllte sich an einem Stahlofen mit einlaufender Glutmasse, um alsdann durch einen der Krane mit bedächtiger Sicherheit seitwärts befördert zu werden. An die Arbeitselefanten Indiens wurde Helmut gemahnt, die auf einen Wink des Menschen mit ihrem Rüssel eine schwere Masse auspacken und mit ruhevoller Geschicklichkeit hierhin, dorthin heben. Im vorliegenden Fall war der »Elefant« eine *Maschine*. Und jetzt wurde die große Kanne zangenartig angepackt – war's von einem

riesenhaften Gorilla? Langsam kam sie in eine schräge Lage, so daß ihr glühender Inhalt in Formen floß.

»Stahlmasse ist das – Gußstahl! Bessemer hat diese birnförmigen Gefäße erfunden. Von der Luft in wundervoller Verteilung werden sie durchströmt, so daß sich das Metall sauber badet und durch den starken Verbrennungsprozeß ganz flüssig wird ... Nun aber komm! Auch vom *Walzen* des Stahls müßt Du etliche Vorstellung bekommen. Du kennst das berühmte Gemälde Menzels Eisenwalzwerk? Also!« Und Gerhart leitete seinen Gast durch ein Wirrsal von Geräten und Lagerungen. Auf einer Strecke standen Arbeiter, als hätten zwei Parteien sich zu einem Wettspiel gruppiert, etwa zum Fangball; nicht Ballschlägel hatte man in der Faust, sondern mächtige Zangen, und nicht geworfen wurde, sondern gerollt, erst hierhin, dann wieder zurück – und es waren glühende Eisenstangen. Anfangs kurze, klobige. Indem sie mittels der Zangen in Lücken zweier Stahlwalzen geklemmt und gewalzt wurden, nahm ihre Dicke ab, die Länge zu. Mehr und mehr – je öfter sie die Walzenklemme passierten. Zuletzt hatte Helmut den Eindruck, als komme von drüben eine glühende Riesenschlange daher geschossen und fahre durch die Walzenlücke. Ihr Angriff, der bedrohlicher war, weil sie sich unberechenbar schlängelte, als wolle sie den gegenüberstehenden Arbeiter überrumpeln, wurde von diesem kaltblütig abgewartet. Sobald ihm der Schlangenkopf bis auf einen Meter nahe war, packte ihn die Zange, hatte ihn nun in ihrer Gewalt und lenkte die glühende Schlange so sicher, daß sie im Hin- und Rücklauf immer dünner gewalzt und endlich vom drüben befindlichen Partner abgetan wurde.

»Das sieht aus« – raunte Helmut – »als ob Söhne des Herkules in der Unterwelt ein Spiel mit Höllenschlangen treiben. Diese wilden Germanen-Kerle! diese segnigen